

Von der sinnigen Geschichte zur Naturkunde

Ulrich Kling

Die Fichte und die Eiche



Auf einem Hügel am Waldrand wuchsen eine Eiche und eine kleine Fichte nebeneinander auf. Schon bald bemerkte der kleine Eichenbaum, dass die Fichte ihn überragte. Ein bisschen beneidete er seine Nachbarin, weil diese nun weiter ins Land hineinschauen konnte als er. »Erzähl mir ein wenig von dem, was du in der Ferne siehst!«, bat die kleine Eiche ihre schlanke Nachbarin. Und diese unterhielt die Eiche daraufhin mit ihren Berichten von entlegenen Ereignissen. Als der Herbst kam, schaute die Fichte mitleidig zu, wie die starken Windböen Blatt um Blatt vom Leib ihres Gesellen zerrten. »Du wirst dich erkälten, kleiner Freund? Ganz bloß bist du schon an manchen Ästen. Schau mich an! Wie dicht mein Nadelkleid mich umgibt und wärmt!« Der kleine Eichenbaum hielt sein Laub mit allen Kräften fest und wirklich – er konnte eine stattliche Anzahl von Blättern retten. Doch als der Winter den Schnee über die Felder und auf den Hügel blies, waren die übrig gebliebenen Blätter ganz braun und knittrig geworden. Das Nadelkleid der Fichte aber schimmerte noch immer grün, als wäre es der schönste Sommer.

Die Jahre vergingen und immer steiler musste der kleine Eichenbaum emporblicken, um den Gipfel der Fichte erblicken zu können, so weit überragte sie ihn nun. »Ach, wäre ich nur auch so groß! Warum wachse ich nur so langsam und meine Nachbarin so schnell!«, grübelte er und war ganz unglücklich.

In diesem Jahr war der Herbst sehr stürmisch. In einer Nacht wurde der Sturm besonders mächtig. Er verwandelte sich in einen Orkan. Der kleine Eichenbaum spannte seine Wurzelfüße und -zehen an und hielt sich mit aller Kraft im Erdboden fest, als die Böen an ihm rüttelten. Da hörte er neben sich ein Krachen, ein Stöhnen und Ächzen und wenig später ein dumpfes Aufschlagen. Am Morgen, als sich der Sturm gelegt hatte und es allmählich wieder heller wurde, sah der kleine Eichenbaum, was in der Nacht geschehen war. Neben ihm lag die hohe Fichte ganz regungslos am Boden. »Wir konnte das nur geschehen?«, dachte er und war traurig, denn in den vielen Jahren hatte er sich an die Gesellschaft seiner schlanken Nachbarin gewöhnt, auch wenn er manchmal auf ihre Größe und im Winter auf ihr grünes Kleid ein wenig neidisch gewesen war.

Als er voller Mitleid so eine Weile auf seine Gefährtin herabblickte, sah er mit einem Male, warum sie dem Sturm nicht hatte standhalten können. Ihre Wurzeln waren ja ganz anders als die seinigen. Sie waren nur in die Breite gewachsen und nicht wie bei ihm in die Tiefe. »Deshalb konnte sie so viel schneller wachsen als ich!«, sagte sich der kleine Eichenbaum. »Ich brauchte so viel Kraft, um meine Wurzelfüße in die Tiefe der Erde zu stecken. Sie aber wollte sofort in die Höhe empor.« Uralt wurde der Eichenbaum und mächtig groß nach Jahren. Noch oft dachte er an seine immergrüne, schlanke Freundin und ihre Erzählungen.

Vom Bild zum Begriff

Kleine Geschichten wie diese bringen den Kindern bereits in den ersten beiden Schuljahren die Natur näher. Für das kleine Kind vor dem neunten Lebensjahr sind alle Dinge in der Welt beseelt und können ohne weiteres miteinander sprechen. Es unterscheidet in dieser Hinsicht noch nicht zwischen sich und seiner Umgebung. Der Lehrer nimmt Rücksicht auf diese Art des Mitempfindens, indem er mit sinnigen Geschichten, die er vorzugsweise selbst entwirft, das Interesse der Kinder für ihre Umgebung weckt. Dabei dürfen die Schilderungen keineswegs willkürlich sein, sondern müssen in einer altersgemäßen Sprache naturkundliche Tatsachen aufgreifen. Begriffe werden hier bildhaft vermittelt, die sich in der Art der Darstellung im Lauf der Jahre verwandeln, sich dabei aber in sachlicher Hinsicht später nicht als falsch erweisen dürfen.

Nach dem neunten Lebensjahr verblasst für die Kinder diese beseelte Welt. Sie treten aus ihr heraus und verlangen nun nach einer anderen Sprache. Nun muss eine Begrifflichkeit gefunden werden, die dem neuen Selbstbewusstsein der Kinder Rechnung trägt. In der Waldorfschule setzt daher in der vierten Klasse der eigentliche Naturkundeunterricht ein.

Nun wird aber nicht ein zufälliger Blick ins Tier- oder Pflanzenreich geworfen. Bezüge müssen geschaffen werden, die den Kindern eine Orientierung in der schier endlosen Vielfalt der Lebensformen auf der Erde vermitteln.

In der ersten Menschen- und Tierkunde-Epoche wird zunächst die menschliche Gestalt in den Vordergrund gestellt. Dabei kommt es auf eine erste grundlegende Differenzierung an: Wir Menschen haben einen Kopf, einen Rumpf und Gliedmaßen. Eine leicht zu beobachtende Tatsache. Daran schließt sich eine Betrachtung der Formgebung an. Unser Kopf ist eine mehr oder weniger ausgeprägte Kugel, der Rumpf hat eine abgeflachte Rundlichkeit, die Gliedmaßen sind geradlinig. Die Kinder werden anschließend angeregt, eine ähnliche Formensprache draußen in der Welt zu finden. Ja, natürlich – die Kugelgestalt unseres Kopfes finden wir in der Sonne wieder. Betrachten wir den Rumpf nur als Teil eines viel größeren Kreises, indem wir auch auf die gebogenen, aber nach vorne offenen Rippen hinweisen, liegt die Beziehung zum Mond nahe, der ja phasenweise als Halbkreis oder sichelförmig in Erscheinung tritt. Gerne assoziieren Kinder das Gestreckte der Gliedmaßen mit den Ästen eines Baumes, mit »Sternenstrahlen« oder den Strahlen der Sonne, wie sie an einem Tag mit lockerer Bewölkung auf die Erde fallen.

Anschließend betrachten wir die drei Bereiche der menschlichen Gestalt im Hinblick auf die organischen Eigenschaften: den Kopf als Träger wichtiger Sinne (Seh-, Hör-, Geruchs-Geschmackssinn), die uns sensible Tore zur Welt öffnen; den Rumpf als Ort rhythmischer Lebensprozesse (Herz, Lunge, Verdauung); die Gliedmaßen, die es uns ermöglichen, dass wir uns frei in der Welt bewegen können. Eine besondere Hervorhebung verdienen unsere Hände in Zusammenhang mit dem aufrechten Gang: Im Unterschied zu den Tieren dienen sie nicht der Fortbewegung, sondern wir können sie für eine selbstbestimmte Tätigkeit verwenden. Zwar verfügen wir von Geburt an nicht über sehr spezifische Fähigkeiten wie die verschiedenen Tierarten, doch können wir durch Übung besondere Geschicklichkeiten erwerben; wir können an der Welt arbeiten.

Mensch und Tier

Haben wir auf diese Weise mit den Kindern eine differenzierte Gestaltwahrnehmung angelegt, wird es nun spannend, den forschenden Blick auf das Tierreich zu richten. Gibt es dort vielleicht Lebensformen, die den verschiedenen Körperregionen des Menschen ähneln oder, anders gesagt, das Charakteristische des Kopfes, des Rumpfes bzw. der Gliedmaßen verkörpern? Da kommen durchaus zunächst auch Tiere in Betracht, die gar nicht in unserer unmittelbaren Umgebung anzutreffen sind. Ist nicht der Tintenfisch ein »schwimmender Kopf«? Wie ist es mit der Muschel, die in ihrer rundlichen Abgeschlossenheit doch sehr sensibel auf ihre Umwelt reagiert? Gibt es auch Tiere, bei denen Herz-, Lungen- oder Verdauungstätigkeit, also der Bereich des Rumpfes, dominiert? Vielleicht das Pferd, das Reh, der Löwe? Ohne Zweifel anschaulich ist in dieser Beziehung die Kuh. Geradezu hingebungsvoll widmet sie sich ausschließlich der Verdauung und dem Stoffwechsel.

Kehren wir in bildhafter Weise zum Menschen zurück: Betrachten wir den Kopf als einen Fahrgast; vom Rumpf und der Hände Arbeit lässt er sich ernähren, Beine und Füße tragen ihn umher und zeigen ihm die Welt. Wenn er will, kann dieser »Müßiggänger« seinen fleißigen Gefährten aber auch mit umsichtigen Plänen behilflich sein.

In geradezu verblüffender Weise schließt sich das folgende Beispiel an diese Metapher an: Der Einsiedlerkrebs hat im Unterschied zu den anderen Krebsen einen verletzlichen, weichen Hinterleib. Deshalb sucht er sich ein leeres Schneckengehäuse, das er sich überstülpt. Die hinteren seiner zehn Beinchen klammern das Schneckenhaus fest, sein vorderer Körper und die übrigen Beine bleiben im Freien. Oft hat sich auf dem Schneckenhaus eine Seeanemone angesiedelt. Der Einsiedlerkrebs trägt sie nun umher. Diese Vereinigung ist für beide sehr lohnend. Die Seeanemone schützt mit ihren nesselnden Tentakeln ihren Träger vor lästigen Angreifern, der Einsiedlerkrebs erweitert ihren Lebensraum und lässt ihr etwas von seiner Beute zukommen. Muss ein Einsiedlerkrebs umziehen, weil ihm sein altes Gehäuse zu eng geworden ist, nimmt er nicht selten »seine« Seeanemone mit. Mit seinen Scheren trennt er sie vorsichtig ab und verpflanzt sie auf seine neue Wohnung.

Ein Fünftklässler schrieb am Ende eines Aufsatzes zu diesem Thema: »Der Einsiedlerkrebs und die Seeanemone zeigen uns, wie schön das Leben sein kann, wenn man sich gegenseitig hilft.«

Wenn wir Naturkunde auf die beschriebene Weise beginnen, vermitteln wir eine vielleicht das ganze weitere Leben prägende Anschauung: Der Mensch steht mit allem, was ihn umgibt in Beziehung, zu den Gestirnen genauso wie zu den Tieren (und wie später gezeigt wird, auch zu den Pflanzen). Ein ökologisches Prinzip!

Zum Autor: Ulrich Kling, Jahrgang 1960, Ausbildung zum Sozialtherapeuten, 1989-1992 Studium der Waldorfpädagogik in Witten-Annen, als Klassen- und Musiklehrer tätig von 1992-1993 an der Inkanyezi-Waldorfschool, Johannesburg/Südafrika, von 1994-2002 an der Freien Waldorfschule Tübingen, seit 2003 in der Freien Waldorfschule in Backnang.